

(Nachdruck verboten.)

92]

Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

(Schluß.)

Das Buch wurde zur Richterbank hinaufgereicht, Philipp unterzeichnete, händigte es dem Sekretär wieder aus und sagte, zu dem Gefängniswärter gewendet:

„Über behaltet sie noch im Gewahrsam, bis jemand kommt, sie abzuholen.“

Während dieser Vorgänge hatte eine frostige Stille geherrscht. Als sie vorüber waren, holten die Damen wieder frei Atem. „Sie erinnern sich wohl noch des Falles,“ hieß es — die unwürdige Person hatte Mann und Kind verlassen, ist seitdem geschieden worden.“ — „Ach ja. War es nicht bei ihrem ersten Verhör, daß der Deemster krank wurde?“ — „Die Männer sind solchen Geschöpfen gegenüber immer zu zartfühlend.“

Philipp hatte sich wieder erhoben. „Eure Excellenz, ich habe zum letztenmal mein Amt als Deemster ausgeübt.“ Seine Stimme war heiser geworden. Er sah erschöpft und abgezehrt aus.

Die warme Teilnahme des Ergouverneurs war durch den unerwarteten Zwischenfall etwas abgekühlt worden. Dennoch glätteten sich die Bodennarben seiner Stirn und er stand lächelnd auf. In demselben Augenblick trat der Kanzleidirektor herzu und legte zwei Bücher vor ihn auf das Pult — ein Neues Testament in zerrissenem Ledereinband und das Liber Juramentorum, das Buch der Eide.

„Wenn ich auch nur mit stets wachsendem Bedauern,“ sagte der Ergouverneur, „an die Lösung der Bande denken kann, die mich an diese schöne Insel geknüpft haben, so wird mein Schmerz doch gemildert durch die Befriedigung, mit der mich die Wahl meines Nachfolgers erfüllt, den ich als einen Ehrenmann von gewaltigem Geist und fleckenlosem Rufe kenne. Er wird die selbstherrliche Unabhängigkeit wahren, welche Ihnen aus fernem Altertum überliefert wurde, und gleichzeitig die Treue eines Volkes aufrecht zu erhalten wissen, welches der Krone immer ergeben gewesen ist. Möge der Segen des allmächtigen Gottes auf seiner Verwaltung ruhen und möge er, wenn je die Zeit kommt, daß er sich in derselben Lage befindet wie ich heute, ebenso lebendig fühlen, wie ich es thue, welche treue Hilfe und große Güte er hier erfahren hat. Gleich mir wird er sich dann nur mit dem tiefsten Bedauern von der kleinen Manksnation trennen, die er dann verlassen wird.“

Der Gouverneur ergriff hierauf den Amtsstab und gab das Zeichen, sich zu erheben. Alles stand auf. „Und nun,“ sagte er, sich lächelnd zu Philipp wendend, „um, wie Sie sagten, alles zu thun, was der Regel entspricht, lassen Sie uns zuerst die Vollmacht Ihrer Bestallung in Empfang nehmen.“

Es entstand eine augenblickliche Stille, dann sagte Philipp mit ruhiger, klarer Stimme:

„Excellenz, ich habe kein Anstellungsdekret. Das Dokument, das ich erhielt, habe ich wieder zurückgeschickt. Ich habe daher kein Recht, als Gouverneur eingesetzt zu werden. Auch habe ich mein Amt als Deemster niedergelegt, und obschon mein Entlassungsgesuch noch nicht angenommen worden ist, bin ich in Wirklichkeit doch nicht mehr im Dienste des Staats.“

Wanz bekümbt vor Ueberraschung sahen die Anwesenden den Sprecher mit verwirrten Blicken an. Jemand war hinten auf der Richterbank aufgestanden. Es war der Kanzleidirektor. Er streckte die Hand aus, als ob er Philipps Schulter berühren wollte. Dann zauderte er und setzte sich wieder.

„Meine Herren des Rats und der Knecht, die Sie hier versammelt sind,“ fuhr Philipp fort, „Sie werden glauben, einen Mann vor sich zu sehen, der in einen Abgrund springt, welcher noch dunkler ist, als der Tod. Das mag sein, wie es will. Jedenfalls haben Sie ein Recht auf Aufklärung, und ich bin da, sie zu geben. Bei dem was ich gethan habe, gehorche ich nur dem Zwange meines Gewissens. Ich bin des Amtes, dem ich bisher vorstand, nicht würdig und noch weniger des Amtes, das man mir jetzt anträgt.“

Ein nur halbverständlicher Ausruf, der hinter Philipps Stuhl ertönte, unterbrach ihn.

„Ach, glauben Sie nicht, alter Freund, daß ich in leerer Selbstunterschätzung besangen bin. Ich würde vorgezogen haben, mich nicht so genau auszudrücken, was aber sein muß, muß sein. Eure Excellenz hat von meiner fleckenlosen Ehre gesprochen. Wollte Gott, ich wäre rein; ich bin aber leider tief mit Sünde besetzt.“

Er hielt inne und strengte sich an, von neuem zu beginnen, doch stockte er abermals. Dann aber sagte er in dumpfem Ton, mit gemessenem Ausdruck, während eine atemlose Stille herrschte: „Ich habe ein Doppelleben geführt. Unter dem Leben, das Sie alle sahen, war noch ein zweites — Gott allein weiß, wie voll von Uebelthaten und Unehre und Schande! Es gehört nicht zu meiner Pflicht, andre mit in dieses Bekenntnis zu verwickeln. Lassen Sie sich genügen, wenn ich erkläre, daß meine Laufbahn auf Falschheit und Raub gegründet war, daß ich das Weib betrogen habe, das mich aus tiefstem Herzen liebte, und den Mann beraubt, der mir mit ganzer Seele vertraute.“

Das Volk fing hörbar zu atmen an. Ein Stuhl wurde hinter dem Sprecher gerückt. Der Kanzleidirektor hatte sich erhoben. Sein hochgerötetes Gesicht war heftig bewegt.

„Möchte es Eurer Excellenz gefallen,“ fing er stöckend und stammelnd, mit heiserer Stimme an, „es wird zur Kenntnis Eurer Excellenz und zur Kenntnis aller auf dieser Insel gekommen sein, daß Seine Gnaden nur eben erst von einer langen und ernstesten Krankheit genesen ist, einer Folge von Ueberspannung und allzu eifriger Ausübung seiner Pflichten . . . und daß . . . thatsächlich . . . nun, um die volle Wahrheit nicht zu verbergen . . . daß —“

Mit ungeheurer Erleichterung atmete die ganze Versammlung auf, und der Gouverneur, der sehr blaß geworden war, nickte zustimmend. Nur Philipp lächelte traurig und schüttelte den Kopf.

„In der That bin ich krank gewesen,“ sagte er, „aber nicht aus dem Grunde, welchen Sie angeben.“

Der Kanzleidirektor sank in seinen Sitz zurück.

„Der Augenblick kam, da ich über meine eigne Sünde zu Gericht sitzen sollte, der Augenblick, da sie, die ihre Ehre verloren, weil sie der meinen vertraut hatte, auf der Anklagebank vor mir saß. Ich, der die erste Ursache ihres Unglücks gewesen war, saß auf dem Richterstuhl als Richter. Sie befindet sich jetzt im Gefängnis, und ich bin hier. Dasselbe Gesetz, welches ihr Vergehen mit Schmach ahndet, hat mich zur Macht befördert.“

Im Gerichtshof herrschte eine eifige Ruhe; das erste Licht durchbrach die Dämmerung. Mit dem raschen Instinkt, welcher sich einer Menge in großen Momenten bemächtigt, begriff das anwesende Volk alles — die Unlauterkeit des Charakters, der für so rein gegolten, die Richtigkeit eines Lebens, das sich scheinbar so edel gezeigt hatte.

„Als ich mich nun fragte, was mir zu thun übrig bliebe, konnte ich nur eins finden. Ich durfte das Richteramt nicht länger ausüben, im Hinblick auf meine eigne Ungerechtheit und auf die höheren Schranken, vor denen ich einst selbst stehen würde. Ich mußte aufhören, Deemster zu sein. Doch dies konnte mir nur Schutz gegen die Zukunft bieten, es war noch keine Strafe für das Vergangene. Ich konnte mich nicht einem irdischen Gerichtshof stellen, weil ich keines Verbrechens gegen ein irdisches Gesetz schuldig war. Das Gesetz kann den Menschen nicht vor das Gericht des Gewissens stellen. Er muß dies selbst thun.“

Er hielt wieder inne und sagte dann ruhig: „Mein Urtheil ist dies offene Bekenntnis meiner Sünde und das Aufgeben der weltlichen Vorteile, die durch das Leiden anderer erkauft worden sind.“

Es war nicht länger möglich, an seinen Worten zu zweifeln. Er hatte gesündigt und den Lohn seiner Sünde geerntet. Dieser Lohn war groß und glänzend gewesen, aber er war entschlossen, ihm zu entsagen. Die Träume seines Ehrgeizes waren erfüllt, er hatte Wunderbares erreicht, die Welt war erobert und hatte ihm zu Füßen gelegen, und doch stand er jetzt im Begriff, auf alles dies zu verzichten. Die Ruhe des Gerichtshofes war jetzt zu einer scheuen ehrfürchtvollen

Stille geworden. Er wendete sich an die Bank der Richter, doch aller Augen sahen zu Boden. Da senkte sich auch sein eigener Blick.

„Meine Herren des Rats, die Sie dieser Insel so lange und ehrenvolle Dienste geleistet, vielleicht tadeln Sie mich, weil Sie sich hier versammeln mußten, um dieses Geständnis mit anzuhören. Doch wenn Sie wüßten, wie schwer es mir geworden ist, der Versuchung zu widerstehen, die mich trieb, von hier zu entweichen, ohne ein Bekenntnis abzulegen und meiner Vergangenheit den Rücken zu kehren, meine Schuld dem Schicksal zuzuschreiben, allen Tadel auf die Verhältnisse zu werfen und mich zu überreden, daß ich nicht anders hätte handeln können, so würden Sie glauben, daß ich Sie nicht leichtsinnig, auch nicht unnützlich hierher beschieden habe, um mich mein Schafott bestiegen zu sehen.“

Er wendete sich nun zu der übrigen Versammlung zurück.

„Meine Landsleute, Männer und Frauen von Man, die Sie so viel gütiger gegen mich gewesen sind, als ich es bei meiner Lebensführung verdient habe, ich nehme Abschied von Ihnen, doch nicht als einer, der von dannen geht. Indem ich die Versuchung überwand, ohne Bekenntnis fort zu gehen, bezwang ich zugleich den Wunsch, die Insel überhaupt zu verlassen. Hier, wo mein altes Leben in Trümmern zerfallen ist, muß ich mein neues Leben wieder aufbauen. Das allein bietet mir Sicherheit. Es ist auch die einzige Gerechtigkeit. Nur wo man meinen tiefen Fall kennt, darf ich hoffen mich wieder zu erheben, wenn auch unter schweren Kämpfen, Sorgen und Thränen — das ist mir gerecht. Kommt aber die Zeit, dann bin ich auch der Erneuerung gewiß. Mag sein, sie kommt erst in Jahren, in vielen Jahren vielleicht, doch bin ich willens, zu warten — ich bin zur Arbeit bereit. Inzwischen wird diejenige, welche würdig war, daß ich sie zur höchsten Ehre emporhob, die tiefste Erniedrigung mit mir teilen. Das ist das Los aller Frauen — Gott segne und erhalte sie!“

Die hohe Erregung, mit der er sprach, riß alle mit sich fort.

„Vielleicht glauben Sie, daß ich zu bemitleiden sei. Es hat in meinem Leben Stunden gegeben, in denen ich wirklich Mitleid verdient habe. Es sind aber die Stunden, die dunklen Stunden gewesen, in denen Sie in dem Uebermaß Ihrer Dankbarkeit mich mit Auszeichnungen überschüttet haben, während mich ein Schatten verfolgte, der mir zurief: „Philipp Christian, sie halten dich für einen gerechten Richter, du bist kein gerechter Richter. Sie halten dich für einen rechtschaffenen Mann, du bist kein rechtschaffener Mann.“ Bemitleiden Sie mich also nicht jetzt, nun die dunklen Stunden vorüber sind und das neue Leben begonnen hat, da ich endlich auf die Stimme meines Herzens höre, die jederzeit die Stimme Gottes gewesen ist.“

Seine Augen glänzten, sein Mund lächelte.

„Wenn Sie bedenken, wie nahe mir die Gefahr lag, die Dinge so, wie sie gingen, weiter fortgehen zu lassen, meine Fehler zu verhüllen, meinen wahren Charakter zu verbergen, als ein Betrüger zu leben und als ein Heuchler zu sterben, so werden Sie mich eher für beneidenswert halten. Leben Sie wohl! Leben Sie wohl!“

Noch ehe jemand gewahr wurde, daß er mit seiner Rede zu Ende war, hatte er die Richterbank schon verlassen und der Stuhl des Deemsters war leer. Die Leute wandten sich nun zu einander und sahen sich in die aufgeregten Gesichter. Sie standen noch immer, denn keiner hatte daran gedacht, sich zu setzen.

Niemand ergriff an diesem Tage noch weiter das Wort. Ohne etwas zu sagen oder irgend ein Zeichen zu geben, stieg der Gouverneur von seinem Sitze herab, und die Verhandlung war zu Ende. Alles bewegte sich dem Ausgang zu. „Er hat doch einen teuern Preis dafür gezahlt“, dachten die Männer. „Wie muß er sie trotz allem geliebt haben“, dachten die Frauen.

In diesem Augenblick schlug die große Königin Elisabeth-Blode des Schlosses zwölf Uhr — draußen in den irischen Gewässern brachten die Fischer ihrem Freund in der Heimat einen jubelnden Hochruf. Ein donuernder Knall tönte weit über die Stadt hin. Ein zweiter folgte, ein dritter. Es waren Kanonenschüsse, die von einem Dampfer kamen, der zur Bucht hinaus fuhr.

Philipp wußte, was es zu bedeuten hatte — es war Petes letztes Lebenswohl.

Eine halbe Stunde später war der Teil des Schlosses, der die Gefängnisse enthielt, der Schloßhof und der Gang nach der Fallthüre von einer ungeheurer Menschenmenge erfüllt. Die Damen drängten sich auf den Stufen der beiden Treppen, die zu der Kapelle der Gefangenen und zu dem Ratsaal führten. Die Männer waren bis zu den Zinnen hinaufgestiegen und sahen über die vorspringenden Mauern herab. Alle Augen waren auf die Gefängnisthür zur Linken gerichtet, von der aus ein Weg frei gehalten wurde.

Die Thür öffnet sich; Philipp und Rätche traten heraus. Es gab keinen andren Ausgang, und sie mußten ihn nehmen. Er hielt sie fest an der Hand, halb führte er sie, halb zog er sie mit sich fort. Vor dem Blick so vieler Augen, die auf sie schauten, beugte sie das Haupt; doch die, welche nahe genug standen, um ihr Gesicht zu sehen, erkannten, daß ihre Scham von ihrem Glück und ihre Furcht von der Liebe überwältigt war. Philipp sah wie verklärt aus. Die ungewöhnliche Blässe seiner Wangen war gewichen, sein Schritt war fest und sein Gesicht strahlte. Allgemein bemerkte man, daß er noch nie so stark, so heiter, so edel ausgesehen hatte. Dies war die Stunde seines Triumphes. Er hatte seine Sünde bekannt, sein Gewissen besaß keine Macht mehr, ihn zu schrecken, die Welt und aller irdische Stolz lag unter seinen Füßen, und er schritt aus der Gefängniszelle Hand in Hand mit der gefallenen Frau, um an ihrer Seite einer neuen Zukunft entgegen zu gehen.

Und sie? Sie bestand die Feuerprobe mit ihm. Angesichts ihrer beleidigten Mitschwester und aller Welt teilte sie mit ihm die Tiefe seiner Erniedrigung, die Höhe seines Sieges, den Gipfel seiner Schande und seines Ruhmes.

Einmal hielt sie einen Augenblick an und wankte, als wäre die Luft, die auf sie herniederströmte, allzu heiß. Er aber schlang den Arm um sie, und sofort war sie wieder stark. Die Sonne glänzte von dem großen Turm herab auf sein emporgerichtetes Antlitz, und seine Augen strahlten durch Thränen. —

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grottelwig.

Es hat sich schon mancher Forscher gefragt, was eigentlich die Natur bezweckt habe, als sie die Trennung der Geschlechter schuf. Offenbar muß es ein sehr wichtiger Zweck gewesen sein, denn die Existenz zweier entgegengesetzter Geschlechter finden wir, man kann sagen allgemein im Pflanzen- und im Tierreiche. Bei fast allen Individuen, selbst bei denen, die eine negative Vermehrung kennen, erfolgt von Zeit zu Zeit eine Befruchtung.

Man hat früher die Bedeutung der Befruchtung darin zu erkennen geglaubt, daß durch sie teils das Wachstum eines neuen Wesens angeregt werde, teils eine Senilwerdung, eine Erschlaffung des Organismus verhütet werde. Dadurch daß eine Samenzelle zu einer Eizelle trete, werde an dieser der Entwicklungsprozeß eingeleitet. Allein dagegen wendet zum Beispiel Voveri, der in seinem „Problem der Befruchtung“ (Gena, Gustav Fischer, 1902) diesen Fragen näher tritt, mit Recht ein, daß kein Grund einzusehen sei, warum nicht jede Fortpflanzungszelle ebenso gut auch von allein hätte entwicklungsfähig sein können. Es ist allerdings sicher, und auch Voveri ist der Meinung, daß bei jeder Befruchtung zunächst eine Entwicklungsanregung stattfindet, aber es ist doch nicht glaublich, daß deswegen in gesamten Tier- und Pflanzenreiche eine Trennung der Geschlechter eingetreten sei.

Die Befruchtung muß noch einen andern, wichtigeren Zweck haben. In der Auffrischung des „Blutes“, der organischen Thätigkeit, kann aber dieser Zweck nicht gefunden werden. Denn es ist nicht beobachtet worden, daß bloße vegetative Vermehrung etwa zu einer senilen Entartung führe.

Nach Voveri, ebenso auch nach Weismann, Strasburger und H. Hertwig, die alle das Problem der Befruchtung neuerdings wieder behandelt haben, liegt der Hauptzweck der Befruchtung darin, daß zwei verschiedene organische Körper in einen verschmelzen, daß eine Qualitätskombination, wie Voveri sagt, zu Stande kommt. Auf den untersten Stufen des Tier- und Pflanzenreiches, bei den einzelligen Mikroorganismen, verschmelzen zwei Wesen miteinander durch sogenannte Konjugation. Die beiden Wesen sind einander ganz gleich, eine Differenzierung der verschiedenen Geschlechter ist bei ihnen nicht vorhanden. Obwohl sich nun diese Wesen im allgemeinen durch Teilung vermehren, so findet doch von Zeit zu Zeit wieder eine Konjugation statt, eine Befruchtung, die doch zu gar keiner Vermehrung führt. Diese Erscheinung ist nun sehr wichtig, zeigt sie doch, daß sowohl die Trennung in Geschlechter als auch die Vermehrung ursprünglich gar nicht mit der Befruchtung im Zusammenhang standen. Bei der Befruchtung war es nicht auf eine Fortpflanzung abgesehen. Der Zweck war vielmehr eben eine Vermischung von Eigenschaften zweier

Lebewesen, eine Übertragung dieser beiderseitigen Eigenschaften auf eine Person.

Was war nun für ein Vorteil dabei, daß sich die Qualitäten zweier Wesen vereinten? Dovers ist der Meinung, daß dadurch die Möglichkeit gegeben war, aus vorhandenen Eigenschaften neue vollkommener zu erzeugen. Die Qualitätsmischung erwies sich als eine sehr geeignete Einrichtung, um Arten sich höher entwickeln zu lassen. In der ganzen Natur spielt die Entwicklung der Arten zu neuen, ihrer Umgebung besser angepassten Arten eine große Rolle. So ist denn auch in dem Reiche der Organismen die Trennung in Geschlechter, die mit der Befruchtung in Zusammenhang steht, fast überall durchgeführt, es beruhen darauf auch die vielen Einrichtungen, welche eine Befruchtung zu näher Verwandter verhüten, weil dadurch eben nur die Vermischung recht ähnlicher Eigenschaften befördert würde.

Bei der Befruchtung verschmelzen Samenzelle und Eizelle in der Weise miteinander, daß sich ihre Kerne mit einander vereinen. Die Kerne sind nach August Weismann die Träger der Vererbungs-substanz des Keimplasmas. Allein über die Bedeutung der Verschmelzung der beiden Kerne weichen doch andre Forscher von Dovers Meinung ab. R. Hertwig, der schon im vorigen Jahre in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie über Wesen und Bedeutung der Befruchtung gesprochen hat, sieht in der Kernverschmelzung mehr einen regulatorischen Vorgang. Auf Grund seiner Beobachtung von Mikroorganismen nämlich ist er der Ansicht, daß zwischen Kern und Protoplasma der Zelle sich häufiger Gleichgewichtsstörungen einstellen, die Kernsubstanz vermehrt sich zu stark auf Kosten des Protoplasmas. Um dieses zu verhindern, trete Befruchtung ein. Bei dieser wird in den meisten Fällen eine Verminderung der Kernsubstanz beobachtet. In dieser Kernreduktion sowie in dem Eintritt eines neuen Kerns sieht Hertwig eine Verhütung des einseitigen Wachstums des Zellkerns auf Kosten des Protoplasmas. Es ist freilich nicht recht einzusehen, daß die in der Natur so allgemein verbreitete und ohne Zweifel sehr wichtige Erscheinung der Befruchtung lediglich in der Gleichgewichtsstörung der Zellbestandteile ihre Ursache finden sollte. Da gab es wohl doch noch andre Wege, um dieser Störung vorzubeugen. Die Bedeutung der Befruchtung kann hierin nicht liegen, doch mag man wohl annehmen, daß physiologisch hier der Ausgangspunkt der Befruchtung liegt, ähnlich wie im Hungergefühl der Antrieb zur Nahrungsaufnahme liegt. Aber die Bedeutung der Nahrungsaufnahme liegt nicht darin, den Hunger zu stillen, sondern den Körper zu ernähren. So mag wohl die Gleichgewichtsstörung zwischen Kern und Protoplasma die Befruchtung veranlassen, aber die biologische Bedeutung der letzteren muß doch eine andre sein, als nur dieses Gleichgewicht wieder herzustellen.

Eduard Strasburger hält ebenfalls, wie er in einem Artikel in der „Botanischen Zeitung“ (Jahrgang 59, Nr. 23) anführt, die Vermischung der Qualitäten für das wesentlichste an der Befruchtung. Aber auch er weicht in seiner Ansicht über die Bedeutung der Qualitätskombination von Dovers ab. Nach ihm sollen die beiden Qualitäten keine neue dritte hervorbringen, sondern sie sollen vielmehr die Differenzen wieder ausgleichen, die unter den mannigfaltig variierenden Wesen einer Art entstanden sind. Das ist also genau das Gegenteil von Dovers Ansicht. Dieser sieht in der Vermischung getrennter Eigenschaften ein vorzügliches Mittel zur Höherentwicklung der Organismen, Strasburger dagegen findet vielmehr einen Ausgleich der individuellen Verschiedenheiten, ein Mittel, die Art rein und konstant zu erhalten.

Die Ansicht Dovers erscheint aber doch als die einfachste, sie steht im richtigen Verhältnis zu der Bedeutung, der Wichtigkeit, welche die Sexualität offenbar in der Natur besitzt. Auch der bekannte Biologe August Weismann, der soeben die Arbeit seines Lebens in einem zweibändigen Werke „Vorträge über Descendenztheorie“ (Jena, Gustav Fischer, 1902) zusammengefaßt hat, ist der Meinung, daß die Befruchtung die Bedeutung habe, zwei Vererbungs-substanzen miteinander zu verbinden. Um den Ausdruck Vererbungs-substanz ganz zu verstehen, muß man sich an Weismanns Vererbungs-theorie erinnern. Er nimmt an, daß in den Keimzellen ein besonderer Keimstoff, das Keimplasma, enthalten sei, das bei der Teilung der Zellen von Kern zu Kern übergehe und so den ganzen Organismus durchdringe. Nun besteht aber das Keimplasma nach Weismann aus einer Menge kleiner Lebenseinheiten, kleiner Iden, die unter einander verschieden sind. Jedes Id enthält wieder zahlreiche Determinanten, welche die Anlageinstanz für jedes Organ, ja für jeden Teil des Körpers sind. Beim Wachsen eines Lebewesens geht nun das Keimplasma mit seinen Iden und Determinanten von Zelle zu Zelle über, die Determinanten gelangen an die erforderliche Stelle und wachsen hier zu den entsprechenden Knochen, Muskeln, Nerven usw. aus. Nun besteht aber auch zwischen diesen kleinsten Lebenseinheiten, den Determinanten, wie Weismann annimmt, ein Kampf ums Dasein. An jeder Stelle des Körpers sind mehrere Determinanten, und diejenigen, welche sich gerade für die dort erforderlichen Bedürfnisse am geeignetsten erweisen, werden am meisten gebraucht, infolge dessen am meisten ernährt und gedeihen am besten, während andre unbrauchbare verkümmern. Wenn sich nun aber ein Individuum ohne geschlechtliche Mischung vermehrt, so wird die Verschiedenheit der Determinanten keine sehr große sein; es werden vor allem nicht immer die geeigneten Determinanten vorhanden sein, die sich für eine Verbesserung der Lebensstellung des betreffenden Individuums eignen. Durch die Befruchtung ist aber nun diese Möglichkeit ge-

geben, dadurch wird eine neue Vererbungs-masse mit neuen Determinanten zugeführt. Die Auswahl an geeigneten Determinanten ist also dann viel größer, das neue Individuum vermag sich alsdann viel leichter und besser den Verhältnissen anzupassen. Weismann ist ein strikter Anhänger der Darwinschen Zuchtwahltheorie. Immerhin sieht er in der Vermischung der Geschlechter ein Mittel, das die Ausmerzung unnützig vieler Individuen unnötig macht. Denn eben indem im Körper eines Individuums selbst die Determinanten zweier verschiedener Vererbungs-substanzen einen Kampf ums Dasein bestehen, wird das Lebewesen möglicherweise so verändert, daß es nicht in Person einen Kampf ums Dasein auszufechten hat. Nur in den Fällen, wo beide Vererbungs-substanzen keine geeigneten Determinanten aufweisen, wird das Individuum zu Grunde gehen.

Erwies sich die Befruchtung, die Vermischung zweier verschiedener Zellen, als vorteilhaft, so ergab sich daraus die Folge, daß auch eine Differenzierung der Geschlechter eintreten mußte. Eine totale Vermischung zweier Individuen konnte ja nur bei einzelligen Lebewesen eintreten, bei mehrzelligen war sie unmöglich. Bei ihnen mußten sich besondere Keimzellen absondern, die sich ihrerseits vermischten. Wären nun diese Keimzellen äußerlich gleich gewesen, so wäre es ganz dem Zufall anheimgestellt gewesen, ob auch zwei Keimzellen sich gegenseitig auffinden und mit einander vermischen würden. Dadurch daß aber zwei Arten von Keimzellen entstanden, männliche und weibliche, die für die gegenseitige Auffindung eingerichtet waren, wurde der Zufall bedeutend beseitigt. Das Princip der gegenseitigen Auffindung verbesserte sich im Laufe der Zeiten mehr und mehr. Der Gegensatz der Keimzellen übertrug sich mehr und mehr auf die Individuen, es entstanden männliche und weibliche Individuen, die nicht nur in ihren Keimzellen differierten, sondern in ihrer ganzen Natur, in ihrem ganzen Äußeren geschlechtlich individuelle Wesen wurden. So wurde das Auffuchen der Geschlechter untereinander zu einem Instinkt, beim Menschen verfeinerte sich hier das Princip zu jenem wunderbaren Gefühl der Liebe, das halb unbewußt, halb bewußt, die Geschlechter zu einander führt. —

Kleines Feuilleton.

th. Anf einer Fahrt. Der Wagen war voll, so voll wie ein Wagen vierter Klasse nur immer sein kann. Männer, Frauen, Kinder, Kisten und Kasten, Körbe, Pakete, Reisetaschen, alles bunt durch einander.

Es herrschte trotzdem eine gemüthliche Stimmung, jene freundliche „Unterwegsstimmung“, die die Fremdesten einander nahebringt.

Man schwatzte und lachte, debattierte und stritt über alles Mögliche und Unmögliche, man wechselte sich ab im Eigen und im Stehen, so daß schließlich jeder auf ein Weibchen einen Platz bekam und war's auch nur ein Platz auf einem Koffer.

Nur einer schien ausgeschlossen von alledem: Ein Mann so von dreißig Jahren etwa. Er stand in der Mitte des Wagens ohne jeden Stützpunkt. Er stand da schon, so lange der Zug fuhr, drei Stunden lang.

Es war keine angenehme Situation, es bot ihm aber trotzdem niemand Platz an.

Er packte nicht recht zu den andern. Die andern waren gut angezogen, Leute, die billig fahren wollten, sich aber sonst durchaus nicht „vierter Klasse“ fühlten.

Der Mann trug einen schlichten Arbeitsrock, sauber, aber viel geflickt. Er trug ein Baumwollenhemd, ohne weiße Wäsche, und einen Hut, der schon vor Alter glänzte. Dazu hatte er ein Gesicht... ein Gesicht! Es war ein Gesicht mit einer Geschichte.

Es stand etwas geschrieben in diesem Gesicht, in diesen eingefallenen Schläfen, diesen hohlen Wangen, diesem verlorenen Blick, der über die Köpfe der andern weg hinauszufliegen schien ins Leere. Aber was war mit dem Mann? Den andern machte es kein Kopfzerbrechen. Sie plauderten und debattierten weiter. Auf einmal aber kam der Wagen an eine Kurve, es gab einen Ruck und alles stieß an einander, der Mann in der Mitte kam ins Schwanken, er taumelte gegen einen Reiseford und hatte alle Mühe, sich aufrecht zu halten, das brachte ihn offenbar in die Erinnerung der andern zurück.

Die eine Frau sagte leise zu ihrer Nachbarin: „Ach Gott, der steht ja immer noch.“

„Ja, der steht schon von Berlin her.“

„O Gottchen, der muß ja keine hin sein.“

„No, in Schönow steigen welche aus, denn wird er wohl Platz kriegen.“

„Wir woll'n aber zusammenrücken, daß er nicht neben uns kommt.“

„Ne, das möchte ich auch nicht.“

„Das habe ich meinem Manne auch schon gesagt,“ tuschelte eine dritte, „bloß zusammenrücken, den möcht ich nicht neben mir haben.“

„Ja, er hat so was... so was... na —“. Der Mann wiegte das Haupt.

„Er sieht so komisch aus. So... man weiß gar nicht wie.“

„Zum Fürchten.“

Die ganze linke Wagenfelle kam ins Zuscheln, auch rechts wurde man aufmerksam. Man horchte und fragte. Die, die in der Mitte auf Körben und Kasten saßen, vermittelten das Thema, Neugierige,

verstoßene Blicke streiften heimlich den Mann. Man war auch hier derselben Meinung wie drüben.

„Er sieht auch wirklich zum Fürchten aus.“

„Am Ende ist es 'n Verbrecher.“

„'n Sträfling, der ausgebrochen ist.“

„Ich möchte ihn auch nicht neben mir haben.“

„Nein, lassen Sie man, wir rücken dicht zusammen in Schönov.“

„Wenn die Dame hier aussteigt, kommst Du sofort auf ihren Platz, Otto.“ flüsterte ein alter Herr seinem Sohne zu, der auf einer Kiste saß.

„Ja, Papa, gleich.“

„Schönov!“ jagte ein junges Mädchen, das aus dem Fenster gesehen hatte.

Der Zug fuhr langsamer und hielt dann. Es entstand ein kleiner Tumult im Wagen. Zwei, drei Passagiere nahmen ihr Gepäck und stiegen aus. Der Mann in der Mitte drehte sich um und machte ein paar Schritte nach der linken Seite, aber die Reihe war schon wieder geschlossen. Er senkte leicht und wandte sich nach rechts:

„Seh' Dich doch, Otto.“ sagte der alte Herr.

„Ich komm' ja schon, Papa.“ meinte der Junge und setzte sich.

Der Zug kam von neuem in Bewegung. Der Mann trat an seinen Platz zurück, er nahm den Hut ab und strich mit der Hand durch das Haar. In sein charakteristisches Gesicht kam ein müder, gequälter Ausdruck. Er sah auf die Körbe und Kisten, die jetzt fast alle leer waren. Dann — streckte er sich plötzlich auf die Diele, legte sich der Länge lang und stützte den Kopf in die Hand.

Im Wagen entstand ein allgemeines Stillschweigen. Alle Augen richteten sich auf den Mann, der da im Staube auf der harten Diele lag, die Augen geschlossen, wie in unsäglichlicher Erschöpfung.

„Es hätte ihm doch einer seine Kiste oder 'n Storb geben können.“ sagte eine Frau im Flüsterton.

„Ja, ganz gewiß, geben Sie ihm doch Ihren.“

„Ich der — ist viel zu klein; er liegt ja nun auch da unten.“

„Wir fahren ja nun auch bloß noch vier Stunden.“

„Und ich möchte ihn doch nicht neben mir haben.“ tuschelte eine andre Stimme, „er hat eben so was . . . so was . . . na.“

„Am Ende ist er doch ein ganz anständiger Mensch.“

„Das glaube ich sogar ganz gewiß, er sieht aber so — so — aus.“

„Na und wir fahren ja auch bloß noch vier Stunden.“

„Nein, jetzt bloß noch drei und dreiviertel.“

Und der Zug rasselte weiter und der Mann lag im Staube auf der harten Diele, die Augen geschlossen in unsäglichlicher Erschöpfung. —

Theater.

Lessing-Theater. „Der Zeuge.“ Schauspiel von Max Regold. — Vier Akte hat das Schauspiel; vier Akte, weil der Theaterabend von Rechts wegen seine zwei bis drei Stunden dauern muß. In Wirklichkeit ist aber mit dem zweiten Akte, wenn ihn nicht abschließlich die Spitze abgebrochen wäre, das Thema völlig erledigt, und die Geständnis-scenen dieses Aktes würden, wenn mit psychologisch konzentrierender Kunst vorbereitet und entwickelt, uns auch den ganzen ersten Akt erspart haben. Was Herr Regold, der vor ein paar Jahren im Schauspielhause mit einem Erstlingswerke debütierte, diesmal zu sagen hat — und der Einfall, auf dem sein neues Drama sich aufbaut, verdient eine dramatische Behandlung ganz wohl — hätte in einem Einakter gut und gerne Platz gehabt. Es mag auch sein, daß der Verfasser den Eindruck der Magerkeit und Thesenhaftigkeit gesucht hat, den die Einakterform, wenn existentielle Probleme in ihr abgehandelt werden sollen, nur zu leicht hervorruft. Indessen Magerkeit ist noch immer besser als breite Magerkeit. Die passendste Form aber, in der der Einfall sich für das Theater hätte verwerten lassen, wäre zweifellos die einer organisch in ein größeres selbständiges dramatisches Ganze eingestochenen Episode gewesen. Als Hintergrundfigur im Ibsen'schen Stille, mit wenigen, nachdrücklichen Strichen gezeichnet, da hätte die dunkle Gestalt des Mannes, der aus niedriger Geschäftigkeit sein Zeugnis, das dem Freunde Rettung bringen könnte, zurückhält, und der dann von dem Zutreten des Betratenen schwer und schwerer bedrückt, endlich, als die drohende Gefahr schon längst vorüber, zu dem beschämenden Eingeständnis seiner Verschuldung sich aufrafft, tief und stimmungsvoll wirken können. Am selbst den Schwerpunkt einer lebendig sich verzweigenden, spannend aufsteigenden Handlung zu bilden, dazu sind seine Schultern zu schwach. Je länger wir Schlegel, den Helden Regolds, jammern hören, um so weniger kann er uns interessieren; und um so unympathischer, abstoßender wird er.

Ein Vandepot, zu dem ein ehemaliger Freund Schlegels allein den Schlüssel besitzt, ist ausgeplündert worden; auf jenen hat sich, trotzdem er den Diebstahl sofort selbst zur Anzeige brachte, der Verdacht gelenkt. Man weiß genau die Stunde, in der die That geschehen. Alles hängt für den Bankbeamten davon ab, daß es ihm gelingt, für diese Zeit, in der er einen Gang gemacht zu haben behauptet, sein Alibi durch Zeugenaussagen nachzuweisen. Er erläßt Aufrufe in den Zeitungen, aber niemand meldet sich. Nur einer hat ihn gesehen, Schlegel, aber dieser eine — schweigt. Fieberkrank und brütend sitzt der zu Hause. Alerhand Leute, seine Zimmerwirtin, sein leichtsinniger Studentenbruder, ein Geschäftskollege und ein Doktor, lauter Per-

sonen, die mit der Handlung selbst nicht das geringste zu thun haben, werden entboten, damit das Publikum von dem Prozeß erfahre und Herr Schlegel Gelegenheit erhalte, seine schwarzen Gedanken zu äußern. Man erfährt so, was man in dem späteren Geständnis dann noch einmal zu hören bekommt, daß nämlich Schlegel aus reiner böswilliger Niedertracht, darum, weil er in seinem Jugendbelannten einen bevorzugten Mitstreiber und Konkurrenten haßt, nicht als Entlastungszeuge für ihn auftreten will. Jeder menschlich mildernde Umstand, es müßte denn die Nachwirkung der Krankheit sein, fehlt. Der Dieb, der den Einbruch verübt hat, erscheint, an solcher Handlungsweise gemessen, noch geradezu als Scheuremann. Der zweite Akt zeigt Herrn Schlegel im Hause des von ihm Betratenen. Der Freund ist vom Gericht schließlich freigesprochen, aber nur aus Mangel an Beweisen, ein Makel hat sich seinem Namen angeheftet. Alle Welt meidet seit dem Prozeß den Verkehr mit ihm. Daß einzig Schlegel, den die Reue treibt, das Haus Wendlers aufsucht, wird ihm von der Familie ganz überschwänglich, als eine Art heroischer Freundschaftsthat angerechnet. In dem Kontrast dieser überschwänglichen Dankbarkeitsbezeugungen und des inneren Schuldbewußtseins, der durch die Liebe Schlegels zu Wendlers liebenswürdiger und reiner Schwägerin noch gesteigert wird, liegt sicherlich ein fruchtbares dramatisches Moment, wohl die Idee, aus der das Stück geboren ist. Wenn Schlegel nicht als völlig verklumpt erscheinen soll, dann muß er jetzt den Mut des Bekenntnisses finden, und dies Bekenntnis müßte ihm zugleich den Verzicht auf alle Liebeshoffnungen bedeuten.

Aber dann wäre auch das Schauspiel schon um halb neun zu Ende! Herr Regold findet aus diesem Dilemma einen pfiffigen Ausweg. Er läßt den Menschen vor dem Mädchen eine Art halbes, ein unverständliches Geständnis machen und sich ihn dann mit der Nichtsahnenden verloben!

So kann die Sache also weiter gehen. . . . Und was giebt dann, nachdem die stärksten seelischen Motive den Mund des Mannes nicht haben öffnen können, nachdem er, im vollen Bewußtsein seiner Unwürdigkeit, sich in die Liebe des Mädchens eingeschlichen hat, den Ausschlag? Nichts andres, als daß der Freund, endlich durch die späte Entdeckung des Täters von jedem Verdacht gereinigt, Herrn Schlegel eine gutbezahlte Prokuristenstelle an einem ihm unterstellten Dankinstitut anbietet! Einer solchen Wohlthat, einem solchen Ueberrasche edlen Vertrauens kann auch die schwärzeste Seele nicht widerstehen. Schlegel holt also sein im zweiten Akte fälliges Geständnis endlich im vierten Akte nach und führt — poetische Gerechtigkeit! — trotz allem, was geschehen, die Braut heim.

Die Figuren, auch die Hauptperson, sind nur ganz oberflächlich skizziert. Die Schauspieler ergänzen, was in ihrer Macht stand. Sehr gut gab Herr v. Winterstein den traurigen Helden. In Nebenrollen waren Margarethe Albrecht, als alte Zimmervermieterin, und Willy Peters, als jovialer Doktor und Salon-tiroler, ganz ausgezeichnet. —

Humoristisches.

— Neues Wort. Herr Goldstein (zum Tapezierer): „'s Vouloir von meiner Frau gefallt mir nig; es Louis quatorzelt mer zu wenig!“ —

— Verschlimmbessert. Besuch: „Ich finde aber doch, daß der Kleine jetzt seinem Papa recht ähnlich ist.“

Mutter (deren Gatte sehr häßlich ist): „Ja, ja — leider.“

Besuch: „Das heißt — ich glaube aber, daß das sich wie der verwächst!“ —

— Praktische Kleidung. Pfarrer: „Ihr seid schon wieder betrunken, Huberbauer; Eure Weine schwanken hin und her.“

Bauer: „I muß mir eben aa so 'n langen Rod . . . hupp . . . wie der Herr Pfarrer laufen . . . hupp . . . der verdeckt das!“ —
(„Lustige Blätter“.)

Notizen.

— Ruscha Duge ist aus der Direktion des Neuen Theaters ausgeschieden. Paul Martin wird fortan allein diese Bühne leiten. —

— Das Trianon-Theater, das Ende September eröffnet wird, bringt in der laufenden Saison folgende Novitäten: „Die Liebeskandele“, Lustspiel von M. Donnan, „Die Rotbrüde“ von E. Gréjac und de Croisset, „Philipp der Gute“ von P. Gavault und G. Verr und „La dame du commissaire“. —

— Rudolf Lothars neues Bühnenwerk „Glück in der Liebe“ erzielte bei der Erstaufführung im Neuen deutschen Theater in Prag einen vollen Erfolg. —

— Die neue Görlitzer Musikfesthalle, deren Bau etwa 700 000 M. kostet, soll bis 1908 fertig werden. —

— Die Sammlungen für Klingers Beethoven sind soweit gediehen, daß das Werk im Januar 1908 in den Besitz des Leipziger städtischen Museums übergehen kann. —

— Den enormen Preis von 37 500 M., wohl den höchsten, der je für ein Postwertzeichen bezahlt wurde, hat die deutsche Postverwaltung für die „blaue Mauritius“, die erste Emission der Zwei-Pence-Driefmarke, gegeben, die jetzt dem Reichspostmuseum einverleibt worden. —